

**HEYNE  
HARD  
CORE**

## DAS BUCH

Nach der Explosion ihrer Urlaubsjacht finden sich die Überlebenden am Strand einer einsamen Insel irgendwo in der Südsee wieder: Rupert, seine »Freundin« Connie, deren Schwestern Kimberly und Thelma, Vater Andrew und Mutter Billie sowie Kimberleys Gatte Keith. Auf der Jacht saß Thelmas Ehemann Wesley – und außer Thelma glaubt die ganze Familie, dass die Explosion seiner Idiotie zuzuschreiben ist. Doch kaum hat man sich auf der Insel halbwegs eingerichtet, wird Keith aufgeknüpft im Dschungel gefunden. Wer von den Gestrandeten ist zu so einer Tat fähig? Oder ist es möglich, dass Wesley die Explosion überlebt hat und nun auf der Insel sein Unwesen treibt? Ein atemloses Katz-und-Maus-Spiel beginnt ...

Ein furioser Psycho-Thriller von Kultautor Richard Laymon, eine Mischung aus William Goldings »Herr der Fliegen« und Quentin Tarantino, die Ihnen im Sommerurlaub garantiert schlaflose Nächte bereiten wird.

»Richard Laymon geht an die Grenzen – und darüberhinaus!«  
*Publisher's Weekly*

»Einmal mit dem Lesen begonnen, können Sie einfach nicht mehr aufhören!«  
*The Guardian*

## DER AUTOR

Richard Laymon wurde 1947 in Chicago geboren und studierte in Kalifornien englische Literatur. Er arbeitete als Lehrer, Bibliothekar und Zeitschriftenredakteur, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete und zu einem der bestverkauften Spannungsauctoren aller Zeiten wurde. 2001 gestorben, gilt Laymon in den USA und Großbritannien heute als Horror-Kultautor, der von Schriftstellerkollegen wie Stephen King und Dean Koontz hoch geschätzt wird.

RICHARD LAYMON

# DIE INSEL

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Thomas A. Merk

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe

ISLAND

Deutsche Übersetzung von Thomas A. Merk



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*

liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 8/06

Redaktion: Marcel Häußler

Copyright © 1995 by Richard Laymon

Copyright © 2006 der deutschen Ausgabe

und der Übersetzung by

Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Printed in Germany 2006

Umschlaggestaltung:

Hauptmann und Kompanie, München – Zürich

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-67511-8

ISBN-13: 978-3-453-67511-7

Dieses Buch ist Frank Coghe gewidmet

Eine Legende zu Lebzeiten

So einen wie dich, Cog,  
wird es nie wieder geben.



**Das Tagebuch von  
Rupert Conway,  
Schiffbrüchiger**

Heute ist die Jacht explodiert.

Zum Glück waren wir gerade an Land und haben ein Picknick gemacht, sonst wären wir wohl alle mit in die Luft geflogen. So hat es nur Prince Wesley erwischt.

Eigentlich war er überhaupt kein Prinz, sondern ein Riesenarschloch. Entschuldigung, ich weiß ja, dass man über Tote nichts Schlechtes sagen soll, aber er ist mir nun mal fürchterlich auf den Sack gegangen. Übrigens bin ich mir ziemlich sicher, dass er die Explosion verursacht hat. Wahrscheinlich hat er sich zur falschen Zeit am falschen Ort eine seiner Zigaretten angezündet.

Kabumm!

Jetzt fressen ihn die Fische.

Natürlich tut es mir Leid, dass er tot ist, aber das ändert nichts daran, dass er ein erbärmlicher, arroganter Widerling war. Wer trägt schon als erwachsener Mensch (ich würde mal sagen, dass er mindestens fünfunddreißig war) noch diese albernsten weißen Seglermützen? Und dann hatte er ständig eine Zigarettenspitze aus Elfenbein im Mund, in der er sich alle paar Minuten eine Marlboro anzündete. Ach ja, ein Seidentuch hatte er auch und einen Blazer, und wenn die Sonne schien, setzte er sich eine von diesen extradunklen Fliegersonnenbrillen auf.

Ja, so war Prince Wesley. Jetzt ist er tot, und deshalb werde ich nicht weiter über ihn lästern. Sein wirklicher

Name, falls das jemanden interessiert, war übrigens Wesley Duncan Beaverton III. Gestorben am heutigen 1. April 1994, und das ist kein Aprilscherz, zumal wir gleichzeitig Karfreitag haben. Gibt es einen besseren Tag, um zu sterben?

Wesley hinterlässt seine Frau Thelma, die eigentlich froh sein sollte, dass sie ihn los ist, und trotzdem einen auf trauernde Witwe macht.

Kinder hatten die beiden keine, aber schließlich waren sie gerade mal ein Jahr lang verheiratet.

Ich persönlich bin davon überzeugt, dass er sie nur wegen ihres Geldes geheiratet hat.

Jedenfalls nicht wegen ihres guten Aussehens. Was das anbetrifft, ist es in ihrer Familie sehr ungerecht verteilt: Ihre Schwester Kimberly hat alles, und Thelma hat nichts. Kimberly ist ungefähr 25 und sieht einfach umwerfend aus. Mit so einer heißen Braut wollte ich immer schon auf einer einsamen Insel stranden. Wow! Was für ein Glück!

Nützen wird es mir freilich nichts. Nicht nur, dass ich ein paar Jahre jünger bin als sie, Kimberly ist zu allem Überfluss auch noch verheiratet, und ihr Mann, Keith, ist einer von diesen unglaublich gut aussehenden, blitzgescheiten und charakterstarken Typen, die normale Jungs wie einen Irrtum der Evolution aussehen lassen. Eine Frau, die einen solchen Mann hat, gibt sich nicht mit dem Bürschchen ab, das ihre Halbschwester Connie auf diesen Osterausflug mitgenommen hat. Wenn er nicht zu nett dafür wäre, würde ich Keith hassen.

Das dritte männliche Wesen auf der Insel ist Andrew (auf keinen Fall Andy) Collins, der alte Herr der drei Mädchen. Nachdem seine erste Frau, die Mutter von Thelma und Kimberly, bei einem Skiunfall am Lake Tahoe ums Le-

ben gekommen war, hatte er Billie geheiratet, die ihm ein paar Jahre später seine dritte Tochter Connie geboren hat.

Den Bootsausflug auf die Bahamas hatten die Töchter und die Schwiegersöhne Andrew und Billie zum zwanzigsten Hochzeitstag geschenkt. Wesley war extra eine Woche zuvor nach Nassau geflogen, um die Hotels zu buchen und die Motorjacht zu chartern. Andrew, der wohl so um die Mitte fünfzig sein dürfte, ist ein pensionierter Marineoffizier, der mit Beteiligungen an Ölfirmen das große Geld gemacht hat. Er ist eigentlich ganz in Ordnung, und wenn man auf einer einsamen Insel strandet, ist es bestimmt nicht verkehrt, einen wie ihn dabei zu haben. Er ist grundehrlich, intelligent und belastbar. Und dafür, dass er garantiert der Meinung ist, ich würde es seiner jüngsten Tochter »besorgen«, behandelt er mich ziemlich fair.

Connies Mutter Billie ist nur ein paar Jahre älter als Thelma und sieht klasse aus. Nicht so gut wie Kimberly, aber bei weitem besser als Thelma. Eigentlich könnte auch sie eine von Andrews Töchtern sein, und wenn man sie und Connie so ansieht, hält man sie eher für Schwestern als für Mutter und Tochter. Sie tragen beide ihr Haar kurz geschnitten und sind am ganzen Körper tief gebräunt. Connie ist zwar etwas größer als ihre Mutter, aber dafür hat diese eine viel größere Oberweite und rundere Hüften und sieht natürlich im Gesicht ein wenig reifer aus, was mir persönlich sehr gut gefällt. Ehrlich gesagt finde ich Billie nicht nur in dieser Hinsicht ein ganzes Stück attraktiver als ihre Tochter.

(Mir fällt gerade ein, dass dieses Tagebuch den anderen möglichst nicht in die Hände fallen sollte. Schon mit diesen ersten Seiten hier könnte ich mir eine Menge Ärger einhandeln.)

Ach ja: Ich habe vor, alles, was nach unserem Schiffbruch passiert, genauestens aufzuschreiben und es später als Basis für einen »wahren« Abenteuerroman zu verwenden. So betrachtet wäre es natürlich von Vorteil, wenn wir nicht allzu schnell gerettet würden. Nur wenn wir länger hier auf dieser Insel bleiben, besteht die Hoffnung, dass sich ein paar dramatische Szenen abspielen. Eigentlich habe ich mein Notizbuch ja nur deshalb mit an Land gebracht, um an einer Kurzgeschichte zu arbeiten. Ich will nämlich gerne den Schreibwettbewerb auf dem College gewinnen. Daran sieht man, was für ein Optimist ich doch bin! Wer weiß, ob wir jemals wieder von dieser Insel kommen. Möglicherweise kann ich nicht nur den Schreibwettbewerb vergessen, sondern auch alles andere.

Aber jetzt höre ich mit der Schwarzmalerei auf, sonst werde ich noch depressiv.

Ich mache lieber mit der Vorstellung der Personen weiter.

Connie, die Tochter von Billie und Andrew, ist meine »Freundin«. Ich habe sie an der Belmore Universität kennen gelernt, wo wir beide im ersten Semester studieren. Auf einer Uni ist es unmöglich, den Menschen nicht zu kennen, der unmittelbar vor einem im Alphabet kommt, und Conway wird nun einmal direkt hinter Collins aufgerufen. So sind wir öfter mal ins Gespräch gekommen, und irgendwann gingen wir dann miteinander. Und dann hat sie mich eines Tages für die Osterferien auf einen Bootsausflug mit ihrer Familie zu den Bahamas eingeladen – und zwar gerade, als ich mit ihr Schluss machen wollte.

So eine Einladung schlägt man nicht aus.

Ich zumindest nicht.

Ich schob das Unvermeidliche also auf, bis die Reise vorbei war.

Aber jetzt sieht es so aus, als würde sie möglicherweise *nie* vorüber sein. Meine Fresse, vielleicht bleibt mir Connie ja bis an mein Lebensende erhalten. Nein, nein, nein. Nie und nimmer. Bestimmt werden wir bald gerettet. Die Zeiten eines Robinson Crusoe sind ein für alle Mal vorbei. Im Höchsthfall müssen wir ein paar Tage hier verbringen, wenn überhaupt. Wahrscheinlich holen sie uns schon viel früher, denn es ist gut möglich, dass jemand die Explosion gesehen oder gehört hat.

Es war wirklich eine gewaltige Explosion.

Danach fiel jede Menge Zeug vom Himmel und klatschte in die Bucht. Stücke vom Boot wahrscheinlich und vielleicht auch Stücke von Wesley, auch wenn ich weder Fuß noch Kopf noch Gedärme durch die Luft fliegen gesehen habe. Viele der Trümmer brannten. Zum Glück fielen sie alle ins Meer, wo sie zischend verloschen.

Sekunden nach der Explosion war von unserer schönen Jacht nichts mehr zu sehen bis auf eine kleine Rauchwolke und ein paar auf dem Wasser treibende Trümmer.

Obwohl wir alle, bis auf Thelma, sofort nach Schiffen oder Flugzeugen Ausschau hielten, konnten wir keine erkennen. Thelma hatte das Gesicht in Händen vergraben und schrie die ganze Zeit: »Nein! Nein! Lieber Gott, bitte nicht! Nicht Wesley! Mein armer, armer Wesley!« Und so weiter und so fort.

Kimberly nahm sie in den Arm, klopfte ihr auf den Rücken und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie war ganz nass, weil sie nach dem Picknick noch einmal Schwimmen gegangen und erst kurz vor der Explosion wieder aus dem Wasser gekommen war. Ihre langen, schwarzen Haare klebten ihr noch am Kopf und hingen wie eine dichte Matte über ihren Nacken. Die Haut an ihrem nassen Rücken war braunge-

brannt und glatt. Kimberly trug einen weißen Bikini, dessen Höschen ein wenig verrutscht war und an einer Hüfte ein Stück weiter herab hing als an der anderen, sodass man rechts mehr von ihrer Gesäßbacke sehen konnte als links, und in der Mitte hatte das Höschen eine Falte, die ...

Genug davon!

Sie sah einfach verdammt gut aus, und damit basta. Ich konnte nicht anders, ich musste sie einfach anstarren. Trotzdem habe ich auch nach Schiffen und Flugzeugen Ausschau gehalten, während die Rauchwolke langsam auf das Meer hinaus trieb und sich dort auflöste. Weit entfernt am Horizont konnte ich schemenhaft ein paar Inseln entdecken. Ansonsten gab es ringsum nichts als Wasser und Himmel.

Kimberly führte ihre Schwester ein paar Schritte von uns fort und setzte sich mit ihr auf die Decke, die noch vom Picknick im Sand lag.

»Die Ärmste«, sagte Billie.

»Was musste sie auch einen Versager wie diesen Wesley heiraten?«, fragte ihr Mann. »Sieht ihm ähnlich, unser Boot in die Luft zu jagen.«

»Andrew!«

»Der Trottel wusste genau, dass sich im Maschinenraum Benzindämpfe bilden können«, fuhr Andrew fort. »Wieso muss er sich da eine seiner verdammten Zigaretten anzünden? Aber es war mein Fehler. Ich hätte ihn nicht allein an Bord lassen dürfen. War ja eigentlich klar, dass dieser Volltrottel über kurz oder lang irgendwelchen Mist bauen würde. Er war einfach zu dumm zum Leben.«

»Andrew!«

»Wenigstens hat er nur sich selbst in die Luft gejagt. Das ist der einzige Lichtblick an der Sache.«

»Lass das bloß nicht deine Tochter hören. Sie hat ihn geliebt.«

»Sie ihn vielleicht. Aber er sie nicht. Soviel steht fest. Irgendwie bin ich froh, dass wir ihn los sind. Auch wenn es ihn in sämtliche Einzelteile zerlegt hat.« Er spuckte vor seinen Füßen in den Sand.

Kurz darauf fuhren Andrew und Keith im Dingi hinaus zur Unfallstelle. Ich wollte mitkommen, aber sie sagten, das sei nicht nötig.

Ich hatte nichts anderes erwartet. Keine Ahnung, ob sie mich für völlig nutzlos hielten oder ob sie mich nicht dabei haben wollten, weil ich nicht zur Familie gehöre. Vielleicht gibt es aber auch einen anderen Grund, von dem ich nichts weiß. Obwohl sie eigentlich recht nett zu mir sind, lassen sie mich doch immer wieder spüren, dass ich für sie ein Fremder bin. Inzwischen habe ich mich daran gewöhnt, oft ausgeschlossen zu werden, schließlich bin ich ja schon ein paar Tage lang mit ihnen zusammen.

Also blieb ich mit den Frauen am Strand zurück, während sie hinaus zur Ankerstelle tuckerten und das, was von der Jacht noch übrig geblieben war, aus dem Wasser fischten.

Ich stand zwischen Connie und ihrer Mutter und blickte dem Dingi hinterher.

»Ob sie wohl was von Wesley finden?«, fragte Connie und machte dabei ein ähnliches Gesicht wie damals, als sie mir erzählte, dass sie Rote Beete nicht ausstehen kann.

»Wenn ja, dann werden wir ihn begraben«, sagte Billie.

»Vermutlich hat es ihn in tausend Stücke gerissen«, meinte ich.

»Igitt!«, rief Connie aus. »Hoffentlich bringen sie nicht irgendwelche Fetzen von ihm zurück. Das hätte mir gerade noch gefehlt.«

»Wer weiß, vielleicht bist du noch dankbar dafür«, sagte ich. »Niemand kann sagen, wie lange wir auf dieser Insel bleiben müssen, und wenn wir nichts mehr zu essen haben, dann ...«

»Rupert! Bitte!«, schnappte Billie entrüstet.

»Wie widerlich!«, fauchte Connie. »Musst du denn immer so geschmacklos sein?«

»Ich wollte eigentlich nur sagen, dass wir ihn besser gut durchbraten sollten, sonst wird er uns bei dieser Hitze noch schlecht.«

Billie sah mich kopfschüttelnd an. »Du hast wirklich verrückte Ideen«, sagte sie mit einem angedeuteten Lächeln. »Sag so etwas bitte niemals zu Thelma.«

»Versprochen.«

Sie trat einen Schritt auf mich zu und stupste mich sanft mit der Schulter an. »Braver Junge. Du bist zwar nicht ganz richtig im Kopf, aber wenigstens hast du ein Gespür für Menschen.«

»Stimmt.«

»Hört endlich auf mit dem Scheiß!«, sagte Connie. Sie mag es nicht, wenn ihre Mutter und ich herumalbern, das ist mir schon ein paarmal aufgefallen. Eigentlich gefiel ihr so gut wie gar nichts, was Billie tat. Vielleicht, weil sie erkannt hat, dass ihre Mutter ihr haushoch überlegen ist, und das in allen Disziplinen: Aussehen, Intelligenz, Sinn für Humor, Mitgefühl und was weiß ich noch alles.

Muss ganz schön hart sein für Connie. Ich sollte in Zukunft wirklich mehr Verständnis für sie haben.

Nachdem sie uns gesagt hatte, wir sollten aufhören, standen wir einfach schweigend da und sahen den »Männern« zu, wie sie die auf dem Meer treibenden Schätze einsammelten.

Das Wasser der Bucht war sehr ruhig, was wohl an dem der Insel vorgelagerten Riff lag. Kurz nachdem das Boot in die Luft geflogen war, hatte es ein paar ziemlich hohe Wellen gegeben, aber inzwischen hatte sich alles wieder beruhigt, und das blassblaue Wasser, das jetzt merkwürdig trüb war, wird bestimmt bald wieder so wunderbar klar werden, wie es vor der Explosion gewesen ist. Eigentlich war es ganz schön, hier im blendend weißen Sand zu stehen. Ein leichter Wind vom Meer her machte die Hitze halbwegs erträglich, und dann waren da noch die Mädels ...

Was will man mehr?

Okay, dass es Prince Wesley zerrissen hat, ist wirklich schlimm, und die arme Thelma leidet sicher sehr, aber trotzdem kann ich nicht anders: Ich empfinde die Tatsache, dass wir hier auf dieser Insel gestrandet sind, irgendwie als einen echten Glücksfall.

Zumindest fürs Erste.

Was mich anbelangt, so kann unser Aufenthalt hier ruhig noch etwas länger dauern. Je länger, desto lieber.

Nein, ganz stimmt das nicht. Aber gegen ein paar Wochen hätte ich nichts auszusetzen, vorausgesetzt, dass wir nicht verhungern (Wasser gibt es hier zum Glück genug, denn direkt neben uns fließt ein Bach).

Nach einer Weile kamen Andrew und Keith mit dem Dingi voller Sachen zurück. Darunter waren sogar ein paar Päckchen Proviant und zum Glück keine abgerissenen Körperteile von Wesley. Wer weiß, was Connie sonst gemacht hätte?

»Ob seine Leiche wohl in der Bucht herumschwimmt?«, fragte ich.

»Irgendwo muss sie ja sein«, sagte Keith.

»Wir fahren gleich noch mal raus«, sagte Andrew. »Wir müssen bergen, soviel wir können.«

»Soll ich euch vielleicht diesmal helfen?«, fragte ich.

»Nein, bleib lieber hier, Kleiner«, sagte Andrew. »Einer muss schließlich auf die Damen aufpassen.«

Kleiner. So nennt er mich ständig. Ich werde bald neunzehn, und er nennt mich Kleiner, als wäre ich noch ein Kind.

Vielleicht findet er das witzig.

»Wie Sie wollen, Skipper«, sagte ich.

Er hob eine Augenbraue.

Thelma und Kimberly kamen zurück zu uns. Thelma hatte aufgehört zu weinen, aber sie wirkte noch ziemlich mitgenommen. Trotzdem half sie, wie wir alle, das Dingi auszuladen. Als es leer war, ließen Andrew und Keith den Motor wieder an und fuhren hinaus in die Bucht, um nach neuer Beute zu suchen.

Während die Frauen die Sachen sichteten, die wir an Land gebracht hatten, ging ich zu unserer Picknickdecke, um mir mein Schreibheft zu holen. Ich hatte es in meinem Rucksack, zusammen mit ein paar Taschenbüchern.

»Bin gleich wieder da«, rief ich und ging, bevor jemand auf die Idee kam mir zu folgen, am Bach entlang in den Dschungel hinein.

Während wir anderen am Strand gelegen hatten, hatten Keith und Kimberly sich dort umgesehen und berichtet, dass es etwas weiter drinnen im Dschungel eine Lagune mit einem Wasserfall gab. Vermutlich hatten sie den Erkundungsgang nur unternommen, um eine Weile allein zu sein. Bestimmt hatten sie in der Lagune nackt gebadet und hinterher eine schnelle Nummer geschoben, darauf gehe ich jede Wette ein.

Wenn es mir gelang, die Lagune zu finden, würde ich vielleicht hineinspringen und ein wenig darin herum-

schwimmen, aber viel wichtiger war mir, mich irgendwo ungestört hinzusetzen und mein Tagebuch zu schreiben.

Irgendwie kam mir der Dschungel ziemlich dicht und unheimlich vor, und ich bekam plötzlich Angst, dass irgendwelche Viecher Jagd auf mich machen könnten. Also kehrte ich um und ging ein Stück am Strand entlang, bis ich zu einem Haufen großer Felsblöcke kam.

Die Bucht, in der der Bach ins Meer mündete, hatte etwa die Form eines großen Us, dessen beide Spitzen von solchen Felshaufen gebildet wurde. Der, auf den ich jetzt zugeing, war etwas höher als der andere. Wenn ich ganz hinaufkletterte, war ich nicht nur ungestört, ich würde auch einen guten Ausblick über die ganze Bucht haben.

Oben angelangt war ich ziemlich außer Puste, aber die Anstrengung hatte sich gelohnt. Ich befand mich etwa fünfzehn Meter über dem Meeresspiegel und schaute mich erst einmal gründlich um. Ich sah die Frauen unten am Strand und die »Männer« draußen im Dingi, wie sie immer noch irgendwelches Zeug aus dem Wasser zogen.

An manchen Stellen der Bucht war das Wasser schon wieder so klar, dass ich bis auf den Grund sehen konnte, aber dort, wo die Jacht gelegen hatte, war es immer noch trüb von der Explosion. Zum Glück, dachte ich, dann bestand wenigstens nicht die Gefahr, Leichenteile von Wesley darin herumschwimmen zu sehen.

Hinter dem Felshaufen sah ich nichts außer noch mehr Strand und noch mehr Dschungel. Keinen Steg, kein Haus, keine Straße, keine Telefonmasten – nichts, was darauf hätte schließen lassen, dass die Insel bewohnt war.

Ich ließ den Blick über den Horizont und den Himmel schweifen. Keine Schiffe, keine Flugzeuge.

Nachdem ich mich auch noch vergewissert hatte, dass keine der Frauen mir gefolgt war, suchte ich mir eine Spalte zwischen den Felsblöcken, in der ich es mir bequem machte und zu schreiben begann.

Es ist schön hier oben. Ein großer, überhängender Felsblock schützt mich vor der Sonne, und die sanfte Brise ist einfach wundervoll. Alles, was ich von hier aus sehen kann, ist ein Stück Ozean und ein Stück Himmel.

Ich glaube, ich habe eine gute Stunde lang geschrieben, und jetzt bin ich mit meinen Aufzeichnungen in der Gegenwart angelangt. Vielleicht war es sogar länger. Ich habe nicht auf die Uhr gesehen. Mein Hintern tut mir ein wenig weh, deshalb werde ich jetzt aufstehen und nachsehen, was die anderen so treiben.

Vielleicht sollte ich mein Tagebuch hier oben zwischen den Felsen verstecken.

Nein, ich nehme es doch lieber mit. Wenn ich es hier lasse, kann ich es vielleicht nicht mehr rechtzeitig holen, wenn wir überraschend gerettet werden. Außerdem weiß ich nicht, ob das Heft hier sicher ist. Vielleicht findet es irgendein wildes Tier, und ich möchte nicht, dass meine kostbaren Aufzeichnungen von irgendwelchen Vögeln zum Auspolstern ihrer Nester verwendet werden. Lieber lasse ich sie in meinem Rucksack und nehme sie überallhin mit. Auf diese Weise kann sie auch niemand lesen.

So, das wäre es fürs Erste.

# Das erste Abendmahl

Bin wieder da.

Es ist früher Abend, und wir sind immer noch hier. Sieht ganz so aus, als ob heute Nacht nichts mehr aus unserer Rettung würde. Andrew und Keith haben fast den ganzen Nachmittag lang Treibgut aufgefischt, und Keith ist sogar ein paarmal auf den Grund der Bucht hinabgetaucht, um versunkene Dinge aus dem Wasser zu holen. Dabei haben sie einige Sachen gerettet, die uns den Aufenthalt auf der Insel erträglicher machen: Nahrungsmittel und Kleidung und sogar ein paar Flaschen Whisky, die wie durch ein Wunder die Explosion überlebt haben. Bei dieser Gelegenheit haben sie auch gleich ein paar Fische eingesammelt, die weniger Glück hatten. Wirklich *hilfreiche* Dinge, wie Leuchtkugeln oder das Funkgerät, haben sie allerdings nicht gefunden.

Andrew, der anscheinend alles kann, nahm die Fische aus. Bestimmt ist er nicht nur bei der Marine, sondern auch bei den Pfadfindern gewesen. Allzeit bereit. So wie ich immer mein Schreibzeug und etwas zu Lesen bei mir habe, schleppt er ständig ein Schweizer Offiziersmesser mit sich herum sowie ein Gasfeuerzeug, mit dem er seine Pfeife anzündet.

Während Andrew den Fischen die Bäuche aufschlitzte, gingen wir anderen den Stand entlang und sammelten Treibholz für ein Feuer. Holz liegt hier genug herum, und

so hatten wir in nicht einmal zehn Minuten einen gut zwei Meter hohen Haufen zusammengetragen.

Nachdem Andrew die Fische ausgenommen hatte, machte er in sicherer Entfernung von dem Haufen Treibholz ein kleines Feuer.

Billie übernahm das Kochen. Sie legte die Fische in einen großen Topf, den Keith aus der Bucht geborgen hatte, und weil wir kein Fett hatten, machte sie eine Whiskyflasche auf und dünstete die Fische in Bourbon. Schmeckte gar nicht schlecht.

Irgendwie komme ich mir hier vor wie auf einem Campingurlaub, bei dem man vor lauter Schusseligkeit die Hälfte seiner Sachen zu Hause vergessen hat und ständig improvisieren muss. Allerdings habe ich noch nie mit so vielen hübschen Frauen gecampt.

Ich muss mir große Mühe geben, um Kimberly, die in ihrem weißen Bikini einfach umwerfend aussieht, *nicht* die ganze Zeit anzustarren. Und Billie ist auch nicht gerade hässlich. Obwohl ihr schwarzer Bikini sehr viel größer ist als der von Kimberly, kommt er einem trotzdem kleiner vor, weil er einfach besser gefüllt ist. Wie sie so neben dem Feuer hockte und den Topf mit den Fischen schwenkte, war Billie einfach ein toller Anblick. Zumal der Topf nicht das Einzige war, was sie schwenkte. Sie zeigt gerne, was sie hat, und ich muss wirklich aufpassen, dass Connie mich nicht dabei ertappt, wie ich ihre Mutter mit Blicken verschlinge

Ich würde ja auch Connie gerne mit Blicken verschlingen, aber leider zeigt sie mir nicht allzu viel. Fast den ganzen Tag über trägt sie über ihrem Bikini ein weites T-Shirt. Im Gegensatz zu Billie scheint sie nicht den geringsten Hang zum Exhibitionismus zu haben, obwohl sie ihren Körper wirklich nicht zu verstecken braucht. Viel-

leicht kommt das ja daher, dass sie im Vergleich zu ihrer Mutter richtiggehend abgemagert wirkt.

Was Thelma anbelangt, so ist sie zwar nicht unbedingt hässlich, aber für meinen Geschmack einfach zu dick. Aber ich will nichts Unfreundliches über sie sagen, denn eigentlich ist sie ziemlich nett, und im Großen und Ganzen mag ich sie. Sie trägt ständig weiße Socken und Turnschuhe, einen breitrempigen Strohhut und eine viel zu weite Bluse, die sie nie in ihre schlabberigen Shorts steckt. Den ganzen Urlaub über habe ich sie noch nie im Badeanzug gesehen.

Vielleicht wäre es besser, wenn ich nicht solche Sachen über die Frauen schriebe. Sollte irgendwann mal jemand meine Aufzeichnungen lesen, wird das vielleicht peinlich. Außerdem könnte man meinen, ich sei oberflächlich und vielleicht sogar ein wenig pervers. Als ob mich nichts anderes interessierte, als Frauen in Bikinis anzuglotzen.

Aber das stimmt nicht.

Wahrscheinlich ist es sehr einfach, unbekümmert über wundervolle, halbnackte Bräute zu plaudern, wenn man selbst ein gut aussehender und selbstsicherer Typ ist, der schon ein paar Dutzend von ihnen flachgelegt hat. Ich aber bin klein, mager und picklig und noch nicht einmal neunzehn Jahre alt. Zu allem Überfluss haben meine Eltern mich auch noch RUPERT genannt, nach Rupert Brooke, einem großen Dichter, dessen Arbeiten ich sehr schätze. Aber wieso haben sie sich nicht für Robert (Frost), Carl (Sandburg) oder Walt (Whitman) entschieden? Wieso ausgerechnet für Rupert? Also wirklich! Aber vielleicht sollte ich froh sein, dass sie mich nicht Wilfred, Ezra oder Sylvia genannt haben.

Wie dem auch sei, ich bin im Grunde genommen nichts anderes als ein schmales Hemd mit einem doofen Namen